

Gedanken zur „Menschwerdung“, eine Entschuldigung und Klarstellung

Regina Polak

Mit meinen Überlegungen zum Begriff der „Menschwerdung“ im Pfarrblatt der Dompfarre St. Stephan zur Weihnachtsausgabe 2016 habe ich mit einigen problematischen, weil missverständlichen Formulierungen einige Menschen vor den Kopf gestoßen. Der erste Satz mit dem Begriff Häresie ist schlichtweg falsch. Das tut mir leid.

Im Weiteren möchte ich die Motive und Anliegen für diesen Text erläutern und jenen Interpretationen gegenüber Grenzen ziehen, die ich weder beabsichtigte noch teile. Ich danke jenen Kritikern, die mich darauf sachlich und argumentativ hingewiesen haben. Sie haben mir geholfen, meine Anliegen präziser zu formulieren.

Motive

Meine Überlegungen haben ihren Ausgangsort nicht bei der Sprache des Dogmas, sondern bei der *Sprache*, wie sie mir mitunter in der *Pastoral* begegnet. Ich beziehe mich auf mögliche und vielfach auch beobachtete *Wirkungen* dogmatischer Begriffe. Denn erst durch die Rezeption und deren Wirkungen bekommen Worte ihre reale Bedeutung. Begriffe setzen immer auch Bilder frei – und diese Bild“produktion“ ist an das kulturelle Verständnis der jeweiligen Zeit gebunden und daher nicht steuerbar, wenn man auf Gewalt verzichten will. Auf diese Dimension in der *Pastoral* mache ich aufmerksam.

Damit kann und will ich weder dogmatische Arbeit ersetzen, geschweige denn dogmatische Neuerungen einführen oder provokant zu Umstürzen aufrufen. Ich bewege mich im Horizont, den das kirchliche Dogma aufspannt und möchte dazu anregen, intensiver als bisher über die Rezeptionsweisen und Wirkungen unserer theologischen Begriffssprache nachzudenken. Ich wünsche mir, dass die dogmatische und die pastorale Redeweise besser zusammen-“kommen“ und das Dogma im Kontext der gegenwärtigen Wahrnehmungs- und Denkweisen ausgelegt wird. Ich wünsche mir, dass in Katechese und Verkündigung mehr über solche tiefen Fragen nachgedacht wird. Denn Dogmen oder dogmatische „Kurzformeln“ sind „verdichtete“ Glaubenserfahrung, gleichsam spirituell durchtränkte, intellektuell reflektierte und in Praxis begründete Glaubens-Symbole. Aber aufgrund ebendieser Vielschichtigkeit *können* sie, ohne entsprechende Grundlagen, die Tiefe des Geheimnisses - hier: unseres Glaubens, dass Gott seinen Sohn gesandt hat – verstellen. Die Glaubens-Symbole in ihrer Tiefe spirituell, intellektuell und praktisch zu erschließen, ist eine Aufgabe für die Dogmatik *und* die Pastoraltheologie, für alle theologischen Disziplinen und die ganze Kirche als Glaubensgemeinschaft. Die Pastoraltheologie kann ihre Gegenwartswahrnehmungen einbringen.

In meinem Beitrag wollte ich aus pastoraltheologischen Motiven bestimmte *Vorstellungen* von „Menschwerdung“, wie sie mir in Gesellschaft und Kirche begegnen, in Frage stellen und zugleich Möglichkeiten eröffnen, das biblische Zeugnis und die kirchliche Lehre in seiner Tiefe vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Wahrnehmungs- und Denkweisen besser zu verstehen. Keinesfalls wollte ich damit allen Gläubigen, die dieses Wort verwenden, einen kindlichen (infantilen) Glauben unterstellen. Entscheidend sind die Erfahrungen und Vorstellungen, die sich damit verbinden, sowie die Praxis, die sie entbinden. Durchaus aber möchte ich aus verschiedenen Motiven für einen sensibleren Umgang mit diesem deutschen Wort plädieren - auch wenn mein eigener Beitrag leider seinerseits zu wenig sensibel war.

Das pastorale Motiv: Seit Jahren klagen wir in der Kirche darüber, dass der christliche Glaube erodiert – und insbesondere der Glaube an Christus. Empirische Studien bestätigen dies in erschreckender Weise. Seit Jahrzehnten wird eine neue Sprache gefordert, um die

kirchliche Lehre Gläubigen wie Nicht-Gläubigen besser nahe bringen zu können. Woran liegt es, dass das anscheinend nicht ganz so gut gelingt? An der Ignoranz der Anderen? In meiner Schriftlektüre und im Dialog mit dem Judentum habe ich gelernt, dass zu den großen Errungenschaften des biblischen Glaubens seit jeher gehört, wesentlich auch sich selbst kritisch zu befragen, wenn es Schwierigkeiten gibt. Dabei sind in Bibel und Tradition die größten theologischen Entwürfe entstanden. Einen solch pastoral selbstkritischen Einstieg ins Thema habe ich versucht, indem ich den *Verwendungszusammenhang* und die *Vorstellungen*, die sich mit dem Wort Menschwerdung gleichsam „empirisch“ verbinden *können*, befrage.

Damit verbindet sich ein *missionarisches Motiv*: Wie können wir den christlichen Glauben „an“ die Inkarnation („credo in incarnationem“ bedeutet genau genommen, sein Vertrauen in die Fleischwerdung zu setzen) besser kommunizieren? Wie können wir die Glaubenserfahrungen, die dem Inkarnations-Glauben zugrundeliegen, so denken und versprachlichen, so dass auch Menschen, die andere Wahrnehmungs- und Denkformen pflegen, diese besser verstehen können? In einer Gesellschaft der pluralen Wahrnehmungs- und Denkformen ist dies eine gewaltige Herausforderung, an der sich alle Gläubigen, Theologen und das Lehramt beteiligen müssen – und auch bereits tun. Immer wieder bin ich im Gespräch mit Menschen, denen die Kirche fremd ist, damit konfrontiert, dass diese mit der Kurzformel, dass Gott Mensch „(geworden) ist“, kaum etwas anfangen können. Das Wort „Menschwerdung“ kann – ohne entsprechende Glaubenserfahrung, intellektuelle Reflexion, Kenntnis der Tradition und Praxis - solche Deutungen nahelegen. Und dies durchaus auch innerhalb der Kirche bei so manchem Gläubigen.

Nicht zuletzt stammt ein ganz zentrales Motiv aus meinen *Erfahrungen im christlich-jüdischen Dialog*. Es ist nicht zuletzt die *Wirkungsgeschichte* dieser Kurzformel, die mich dazu drängt, mit dem Wort „Menschwerdung“ achtsam und selbstkritisch umzugehen. Gerade bestimmte Formen der Christologie hatten und können bis heute (sublim) antijudaistische Spitzen haben - und die Folgen des christlichen Antijudaismus sind bekannt. Man darf sie nicht verharmlosen. Hier plädiere ich für Achtsamkeit. Nicht nur, dass in jüdischen Ohren das Wort „Mensch-Werdung Gottes“ die Schlussfolgerung nahelegen kann, wir Christen glauben an zwei Götter; vor allem die Geschichte von Unterdrückung und Gewalt gegen Juden im Gefolge von antijudaistischen Christologien verpflichtet zu größter Sorgfalt in der pastoralen Sprache. Denn dort kann immer noch Antijudaismus gesät werden. Mir ist es wichtig, eine Sprache und Deutungen zu finden, die bei Juden und Jüdinnen keine schlechten Erinnerungen wecken und das Judentum subtil abwerten. Damit hebe ich keine Unterschiede auf: Juden anerkennen Jesus nicht als den Messias. Punktum. Dieser Unterschied ist nicht auflösbar. Aber die Herausforderung besteht darin, in der Pastoral Redeweisen und Auslegungen zu entwickeln, die die Unterschiede wechselseitig besser verstehbar machen und diese nicht zum Anlass für theologische Entwertung und Trennung im Zusammenleben werden lassen.

Das ist eine ausständige Aufgabe, zu der ich als Pastoraltheologin die Dogmatiker, Bibelwissenschaftler, Liturgiker und Kirchenhistoriker brauche. Diese aber lade ich ein, die Problematik aus der Sicht der Gegenwart wahrzunehmen und dann miteinander zu arbeiten. Meiner Erfahrung nach kann das Gespräch mit Jüdinnen und Juden dabei helfen, den eigenen Glauben besser zu verstehen – auch mit Blick auf die Inkarnation, wie ich eben zu zeigen versucht habe. Denn sie erinnern uns daran, dass auch wir Christen Monotheisten sind, an einen transzendenten Gott glauben, der in Differenz, aber eben nicht in Trennung zur Schöpfung und Menschheit steht und mit seinem Wort in die Geschichte eingegangen ist. Für Christen im fleischgewordenen Wort Gottes: in Jesus Christus. Es gilt, auch in der Pastoral differenzsensibel über das Geheimnis der Inkarnation zu denken. Der Sache nach ist mit diesem Begriff theologisch beides ausgedrückt: Fleischwerdung und Menschwerdung. Aber als Kurzformel kann das deutsche Wort „Menschwerdung“ eben problematische Bilder und Missverständnisse erzeugen und praktisch schwierige Folgen haben. Diese

Differenzsensibilität im Denken des Glaubens ist pastoraltheologisch nicht zuletzt auch deshalb bedeutsam, weil sich mit ihr auch die Fähigkeit und Art verbinden, in der Praxis des Zusammenlebens Differenzen wahrzunehmen, anzuerkennen und theologisch zu deuten. Dies ist eine eminent aktuelle Aufgabe in der Kirche, in der Gesellschaft, in der Welt. Nicht zuletzt ist sie zentral für das Zusammenleben und den Dialog mit Jüdinnen und Juden.

Anliegen

Mit meinem Beitrag stelle ich keinesfalls das Herzstück des und auch meinen christlichen Glaubens in Frage: die Inkarnation des Logos in Jesus von Nazareth wie sie vom Johannes-Evangelium in dessen mystischer „Schau“ der Einheit zwischen Gott und Jesus Christus bezeugt wird, von den drei großen christlichen Glaubensbekenntnissen in differenzierter Weise philosophisch „übersetzt“ und beispielsweise im Zweiten Hochgebet unserer Liturgie in seiner Komplexität liturgisch bekannt wird: „In Wahrheit ist es würdig und recht, dir, Herr, heiliger Vater, immer und überall zu danken durch deinen geliebten Sohn Jesus Christus. Er ist dein Wort, durch ihn hast du alles erschaffen. Ihn hast du gesandt als unseren Erlöser und Heiland: Er ist Mensch geworden durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria.“

Vielmehr stehen wir vor der Aufgabe, dieses Herzstück des Glaubens immer wieder auszulegen. Aus pastoraltheologischer Sicht geschieht dies vor allem in der Praxis: Zu welcher Haltung, zu welcher Praxis drängt mich die Erfahrung der Inkarnation? Zu welcher Praxis motiviert dessen Kurz-Formel „Menschwerdung“? Das rechte Denken des Glaubensgeheimnisses und das rechte Handeln hängen untrennbar zusammen.

Was ich daher – in der Wortwahl zu drastisch und apodiktisch - kritisiere, ist die weit verbreitete *pastorale* Redeweise von der „Menschwerdung Gottes“, mit der man das eben benannte Glaubensherzstück nicht selten ohne weitere Differenzierungen zusammenfasst und den Zusammenhang mit Praxis zu bedenken vernachlässigt. Ebenso problematisiere ich manche der Vorstellungen, die sich mit diesem Wort verbinden und denen ich in der Praxis immer wieder begegne: bei Gläubigen und auch bei Menschen außerhalb der Kirche. Es ist eben nicht nur ein Unterschied der Worte, ob man wie im obigen Sinn von der Inkarnation Jesu Christi bzw. der Inkarnation des Logos in Jesus Christus spricht oder von „Menschwerdung Gottes“ – eine Formel, die auch Bilder freisetzen kann und freigesetzt hat, die dem biblischen Zeugnis widersprechen, das die Grundlage und den Maßstab des kirchlichen Lehramts bildet. Für diese Unterschiede wollte ich sensibilisieren, so wie auch die kirchliche Lehre und Tradition in der Beschreibung dieses Glaubensgeheimnisses ungemein differenziert und komplex sind – und ich habe mich dabei leider selbst zu holzschnittartig geäußert.

Bei diesem differenzierteren Verständnis haben mir meine Erfahrungen im Dialog mit dem Judentum geholfen. Mit der zentralen Betonung, die ich diesem Dialog zum Verständnis des christlichen Glaubens einräume, stehe ich auf dem Boden der kirchlichen Lehre. Denn die „Hinweise und Richtlinien für eine richtige Darstellung von Juden und Judentum in der Predigt und in der Katechese der katholischen Kirche“(1985) der Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum verpflichten dazu, dass Juden und Judentum - deren Erbe wie deren Gegenwart in der Vielfalt des zeitgenössischen Judentums - „in Katechese und Predigt nicht einen gelegentlichen Platz am Rande bekommen; vielmehr muss ihre unverzichtbare Gegenwart in die Unterweisung eingearbeitet werden.“ Und zwar nicht nur aus historischen und archäologischen, sondern aus *theologischen* Gründen. Die „Hinweise“ schreiben, dass eine Bestandsaufnahme dieses Erbes bei uns selbst, aber auch die Berücksichtigung des Glaubens und religiösen Lebens des jüdischen Lebens, wie es jetzt noch bekannt und gelebt werden, dazu beitragen können, bestimmte Aspekte der Kirche besser zu verstehen: „Es geht also darum, sich eine stets lebendige Wirklichkeit, die zur Kirche in enger Beziehung steht, seelsorglich angelegen sein zu lassen.“ Christen sind verpflichtet „zu einem

besseren gegenseitigen Verstehen und einer neuen gegenseitigen Hochachtung“. So dürfen und müssen auch die Pastoraltheologen ein wenig in dogmatischen Fragen mitreden.

Was ich zum Ausdruck bringen wollte mit dem ersten Textabschnitt, möchte ich nun korrigieren und präzisieren:

Wenn jemand mit dem Begriff der Menschwerdung die Vorstellung verbindet, dass sich Gott in ein Kind „verwandelt“ hat wie Zeus in einen Stier, dann entspricht das weder dem biblischen Zeugnis noch dessen Entfaltung in der christlichen Lehre. Wer mit dieser symbolischen Kurzformel aber Glaubenserfahrungen der Inkarnation beschreibt, wie sie Schrift und Tradition überaus differenziert beschreiben, steht selbstverständlich vollkommen in der Tradition. Mein Einstiegsabsatz war viel zu plakativ und missverständlich formuliert, der erste Satz schlichtweg in dieser Apodiktik falsch.

Aber: Meint die pastoral verbreitete Rede von der „Menschwerdung“ tatsächlich so „flächendeckend“ Inkarnation in dem Sinn, wie es die Bibel tut und das Dogma ins Griechische „übersetzt“? Es gibt keine empirischen Studien zu dieser Frage noch ist es mir möglich und steht mir zu, über den Glauben meiner Glaubensgeschwister zu urteilen – das bleibt letztlich Gott vorbehalten. Aber was mir eben in vielen Predigten und Gesprächen gerade rund um die Weihnachtszeit mit Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche immer wieder auffällt, lässt mich doch etwas zweifeln. Da werden mitunter heterogene Ausdrucksweisen für die Glaubenserfahrung der Inkarnation in einer Art (schlechtem) mathematischen Gleichsetzungsprozess identifiziert und die Unterschiede ausgelöscht. Da werden narrative Texte und Gebete, Glaubensbekenntnisse und liturgische Texte wie Sachinformationen behandelt, aus denen man quasi Kurzformeln und Definitionen ableiten kann – so wie es in unserer Kultur eben die dominante Herangehensweise an Texte ist. Aber unterstützt ein solches Vorgehen beim Lernen des Glaubens als einer Existenzweise? Die Ursprungsorte und verschiedenen Textgattungen müssen bei der Interpretation berücksichtigt werden. Da stehen umgekehrt Menschen in einer tiefen Glaubenserfahrung und können diese mit unseren Glaubensformeln nicht zusammenbringen. Löst man solche Schwierigkeiten mit der Einigung auf Kurzformeln?

Auf der Basis meines Lernprozesses im Dialog mit dem Judentum habe ich versucht, einen hermeneutischen Zugang zur Interpretation dieser zentralen Glaubenswirklichkeit der Inkarnation zu erschließen, der mir – selbstverständlich nicht als einzig möglicher – überaus hilfreich erscheint, das Herz des christlichen Glaubens etwas besser zu verstehen. Dazu denke ich in jener relational-personalen, differenzsensiblen „Logik“, die das jüdische Denken über Gottes Offenbarung auszeichnet und mir angemessener erscheint, Glauben als Denken und Praxis zu lernen als ein Glaube „an“ Sätze und Vorstellungen. Mit ihrer Hilfe versuche ich – und dies ist ein Anfang – die zugrundeliegenden Glaubenserfahrungen freizulegen. Ein Anfang, der im jüdisch-christlichen Dialog auch von anderen schon längst begonnen wurde, z.B. vom Neutestamentler Klaus Wengst in seinem Buch „Christsein mit Thora und Evangelium“.

Liest man beispielsweise das Athanasische Glaubensbekenntnis mit einer relational-personalen differenzsensiblen „Brille“, fällt einem auf, wie ausdifferenziert das Geheimnis beschrieben wird. So wird in diesem Glaubensbekenntnis die Glaubenserfahrung, dass Christus wahrer Gott und wahrer Mensch ist, vielfältig ausgelegt und erörtert – das „ist“ wird in seiner Bedeutung gleichsam entfaltet. Dazu gehört auch, dass die Einheit zwischen Gott und Christus von ebensolchen Vorstellungen abgegrenzt wird, wie ich es getan habe: von Vorstellungen der Verwandlung in Fleisch und der Vermengung der Substanz. Auch das Chalcedonense denkt in der spirituell tief verwurzelten und hoch intellektuellen Sprache der Väter Einheit in Unterschieden und betont mit seiner Formulierung von der Einheit der

göttlichen und menschlichen Natur, dass die Unterschiede durch diese Vereinigung nicht aufgehoben sind (vgl. „unvermischt, ungewandelt, ungetrennt und ungeschieden“).

Ebendiese Differenzierungen stehen im Hintergrund meiner Überlegungen und versuchte ich, zum Ausdruck zu bringen. Sie lassen sich mit biblischer und jüdischer Logik tiefer verstehen.

Ich meine in diesen Glaubensformeln, die im nachösterlichen Glauben spiritueller erfahrene, „erschaut“ Beschreibung der einzigartigen und nicht durch die Sünde verstörten Beziehung zwischen Gott und Jesus von Nazareth zu erkennen, die dann in der Sprache des Dogmas als Glaubenserfahrung der „Einheit zwischen Gott und Mensch“ in der Person Christi beschrieben wird. Es handelt sich dabei aber eben nicht um „Material-Aussagen“, die Gott festlegen wollen oder können. Ausgedrückt wird in der philosophischen Sprache der Patristik eine Glaubenserfahrung – eben diese einzigartige, einmalige Beziehung untrennbarer Nähe, Liebe, Einheit und Wesensgleichheit zwischen Gott und Christus, in dessen Wirken Gott selbst erkennbar wird.

In der Pastoral und im Gespräch mit Agnostikern und Atheisten aber begegne ich mitunter Vorstellungen, die diesen Glaubensbekenntnissen widersprechen, zumindest auf der Ebene des ausgesprochenen Glaubens. Ist die Kurzformel „Menschwerdung“ da tatsächlich eine hilfreiche Unterstützung? Vielmehr habe ich den Eindruck, sie kann zu solchen Vorstellungen „verführen“. Denn aufgrund der Verwendung des Wortes „sein“ und „werden“ im Deutschen kann es solche Assoziationen freisetzen – insbesondere im Kontext zeitgenössischer kultureller Wirklichkeitswahrnehmung und Denkformen, die szientistisch und materialistisch dominiert sind. Es ginge also auch darum, die vielfältigen Bedeutungen des Wortes „ist“ freizusetzen – was die Tradition auch immer getan hat. Das „=“ der Mathematik (und selbst dort ist dieses transformative „ist“ nachzuweisen und meint nicht einfach Totalidentifikation) „ist“ z.B. ein anderes als in dem Satz „Du *bist* meine Rose“, das ein Liebender zu seiner Geliebten sagt.

Natürlich kann sich mit dieser Wendung von der „Menschwerdung“ auch der kirchlich geglaubte Glaube verbinden. Das habe ich nicht ausdrücklich in meinem Text festgehalten. Aber kann es als sprachliches Glaubens-Symbol nicht genau genommen erst am Ende eines Erfahrungs- und Denkprozesses stehen? Und werden solche Prozesse in der Pastoral tatsächlich so weit verbreitet initiiert, erlebt, diskutiert, wovon meine Kritiker offenbar ausgehen? Sind die geglaubten Glaubensformeln tatsächlich spirituell verwurzelt und intellektuell durchdrungen? Hier wurzeln meine Skepsis und meine Sorgen. Immerhin wird auch über die spirituelle und intellektuelle Krise der Gläubigen schon seit einigen Jahren geklagt.

Das Wort „Menschwerdung“ als Glaubens-Symbol eines Prozesses, in dem man das Geheimnis der Inkarnation spirituell wahrnehmen und intellektuell denken lernt (wohl ein Leben lang), beschreibt das Herzstück des Tradition. Aber wenn die Wirklichkeit, die damit beschrieben wird, eben nicht ausreichend spirituell erfahren und intellektuell reflektiert wird, lauern hier jede Menge Missverständnisse und Abgründe. Es droht, einen Prozess des Glauben-Lernens abzukürzen und vereinfacht ein komplexes Offenbarungs- und Glaubensgeschehen. Mir geht es dabei um die Sensibilisierung für die Differenz „in“ Gott, die in der Einheit einer personalen Wirkeinheit - als Beziehungsvorgang „aufgehoben“ ist.

Letztlich geht es ja darum, mit aller Theologie Menschen den Zugang und die Beziehung zu Gott in Christus zu erschließen. Dies zumindest sehe ich als das pastoraltheologische Anliegen – Theologie um der Verkündigung willen zu betreiben. Biblische Aussagen und kirchliche Lehrsätze sind nicht in erster Linie Sachinformationen und Vorstellungen „über“ Gott, den man mittels begrifflicher Formeln festlegen kann und sich damit jedes weitere Nachdenken erspart. Sie brauchen Verortung und „Verflüssigung“ im Kontext realer Glaubens- und Lebenserfahrung und konkreter Praxis. Der genuine Ort unserer

Glaubensgeheimnisse ist überdies die Liturgie. An all das erinnert die Pastoraltheologie. Dogmatische Begriffe bringen Glaubenserfahrung zum Ausdruck. Sie unterstützen dabei, die eigenen Vorstellungen von Gott und Christus immer wieder zu klären, zu „reinigen“, zu vertiefen und zu entwickeln. Sie geben Orientierung, damit man sich nicht verirrt und schützen davor, die je eigene Glaubenserfahrung absolut zu setzen und den selbst vorgestellten Gott nicht mit dem Gott der Offenbarung zu verwechseln, eine lebenslange Gefährdung, vielleicht gerade für theologisch Hochgebildete. Aber sie müssen sich auch von den Glaubenserfahrungen der Gegenwart her befragen lassen und in deren Horizont auslegen. Eine Aufgabe, vor der jede Generation steht – die meine vielleicht mehr denn je, wenn in Europa derzeit sichtbar wird, wie sehr der christliche Glaube erodiert. Die Heilige Schrift, Lehramt, Tradition sollen und können bei dieser Aufgabe unterstützen. Glaubens-Formeln dienen nicht der Disziplinierung, Unterwerfung oder Exklusion – weder des Verstandes, der Person oder ganzer Gruppen – auch wenn sie historisch genauso benützt wurden (und werden). Sie nehmen uns das Denken nicht ab.

Ich hoffe, damit die Deutungsoffenheit meines Textes begrenzt zu haben, meine Motive und Anliegen besser verständlich gemacht zu haben. Die Debatte wird damit ganz sicherlich nicht abgeschlossen sein. Aber wenn ich anregen konnte, hier in der Pastoral intensiver nachzudenken, freue ich mich. Auch über den Einspruch der Kritiker, von denen ich gerne zu lernen bereit bin – wenn diese denn nicht gleich mit Exkommunikation drohen oder mich mit Bibelziten oder Dogmen beschimpfen; eine kleine Ahnung, die ich bekommen habe, wozu man unsere Tradition auch benützen kann. Auch sie haben etwas zu lernen, wie jeder Christ, wie jede Christin. Glaube ist nicht „etwas“, das man in Formeln und seien diese philosophisch-theologisch noch so wahr – „hat“. Er wird ein Leben lang gelernt – mithilfe der Schrift, der Tradition, im Kontext der Wahrnehmungs- und Denkformen der Gegenwart, die es zu verstehen gilt, in der Praxis von Liturgie und Leben.